

Dürers Madonna ist wieder heil

Alte Pinakothek zeigt das bei einem Säureattentat einst schwer beschädigte Werk

In der Alten Pinakothek in München geht es „Drunter und drüber“ — so lautet der Titel einer Ausstellung, in der unter anderem Dürers einst bei einem Säureattentat schwer beschädigte „Madonna als Schmerzensmutter“ nach 23 Jahren wieder zu sehen ist — eine Sensation für Dürer-Fans.

Haben die Museumsleute den Begriff der „tieferen Bedeutungsebene“ da vielleicht etwas zu wörtlich genommen? Zumindest an der Münchner Alten Pinakothek zeigen sie seit geraumer Zeit die Tendenz, ihre Bilderschätze buchstäblich zu durchleuchten: Die moderne Infrarotreflektographie macht's möglich, die Vorzeichnungen unter der eigentlichen Malerschicht sichtbar werden zu lassen — auf Röntgenbild-artigen (aber ziemlich scharfen) Schwarzweißaufnahmen, die wie Geistererscheinungen wirken, wie die körperlosen Astralleiber der farbigen Originale, neben denen sie in gleicher Größe präsentiert werden.

Ganz wird man bei aller Faszination des „Dahinterblickens“ aber den Eindruck nicht los, der ungewollt mystifizierende Bilder-Spuk versuche, der Kunst durch die quasispiritisti-

Alte Pinakothek, München, Barer Straße 27: „Drunter und drüber — Altdorfer, Cranach und Dürer auf der Spur“. Bis 18. September, tägl. außer Mo. 10-18, Do. 10-20 Uhr. Info-Tel.: 089/23 80 52 16.

sche Hintertür anzuheben, was ihr an echter Aura offiziell nicht mehr zugestanden wird.

Das ist der unbewusste magische Kern eines hochseriösen kunstwissenschaftlichen Projekts, das in der Münchner Alten Pinakothek im Rahmen der 175-Jahr-Feier des Hauses vorgestellt wird. „Drunter und drüber“ heißt — mit einem wohlthuend ironischem Augenzwinkern — die Sonderausstellung, bei der berühmte Spitzenwerke Altdeutscher Malerei aus dem Besitz der Pinakothek zusammen mit ihren Infrarot-Doubles gezeigt werden.

Da kann man dann also vor Altdorfers „Alexanderschlacht“ wie vor einem Suchbild stehen und vergleichen, wo der Maler in der Ausführung von der Vorzeichnung in Details abgewichen ist, indem er eine Insel leicht nach rechts oder ein Türmchen nach links verschoben hat.

Christus-Kopf gedreht

Man kann auch bei sehr genauem Hinsehen vor Lucas Cranachs „Kreuzigung“ bemerken, dass der Kopf des toten Christus in der Vorzeichnung deutlicher als Dreiviertelprofil angelegt war, so dass er eher dem Betrachter zugewandt gewesen wäre. Während er beim fertigen Bild dann um ein paar Nanometer weiter ins Profil gedreht sein mag und damit vielleicht stärker auf die Maria-Johannes-Gruppe unter dem Kreuz bezogen ist.



23 Jahre ist der Anschlag auf die „Schmerzensmutter“ her: Ein Museumsbesucher hatte das Werk von Albrecht Dürer (1471–1528) mit Säure übergossen und stark beschädigt. Jetzt sind die aufwendigen und schwierigen Restaurierungsarbeiten abgeschlossen. „Weil das Bild so klein ist, war das Verhältnis zwischen intakter und zerstörter Fläche besonders ungünstig“, erklärt Kurator Martin Schawe. In einer Ausstellung wird die „Schmerzensmutter“ jetzt erstmals nach ihrer Restaurierung wieder in München gezeigt.

Repro: Pinakothek

Interessanter ist allerdings die Beobachtung, dass Albrecht Dürer bei seinem bekannten christomorphen Selbstporträt in der Vorzeichnung häufig pauschale Parallelschraffuren verwendet, die also rein funktional als Vormarkierungen für die Licht- und Schattenverteilung dienen. Darin zeigt sich eine deutliche Abweichung von seinen eigenständigen grafischen Werken, die insbesondere durch ihre hochexpressiven, Volumen formenden kurvierten Schraffuren faszinieren. Vergleichbares taucht in der Vorzeichnung des Selbstporträts nur sporadisch, zum Beispiel im Bereich der Hand, auf.

Zur wirklichen, seltsamerweise aber gar nicht groß herausgestellten Sensation wird diese Ausstellung aber durch ein weiteres Bild von Albrecht Dürer: Erstmals seit 23 Jahren ist seine „Madonna als Schmerzensmutter“ wieder zu sehen, die 1988 bei einem Säureattentat schwer beschädigt und seither restauriert wurde. Wie beiläufig taucht sie in der Präsentation auf, neben ihrem Infrarot-Bild (das noch die verheerenden Spuren der Zerstörung dokumentiert). Für Dürer-Liebhaber ist das eine bewegende Wiederbegegnung, auf die man lange warten musste.

ALEXANDER ALTMANN

Ein Leben für die Oper

Chordirektor Edgar Hykel verlässt das Staatstheater

Seine Position gehört zu den eher unauffälligen im Nürnberger Staatstheater und ist doch eminent wichtig. Die Rede ist vom Chordirektor: Nach sieben arbeitsreichen Jahren verabschiedet sich Edgar Hykel in den Ruhestand — nach genau vier Jahrzehnten als verantwortlicher Chordirigent an fünf Bühnen in Ost und West.

Am Anfang standen die „Meistersinger“. „Als ich mich seinerzeit bei Herrn Konold vorstellte, hatte ich den ‚Wach auf‘-Chor zu dirigieren“, erinnert sich der Musiker. Am Ende stehen nun auch wieder die „Meistersinger“. Denn wenn Marcus Bosch im Oktober seine Feuerprobe mit dem Wagner-Dreierakter als Operndirigent in Nürnberg abgibt, hat Hykel bereits dafür seine Choristen trainiert.

Sein Sängerkollektiv ist für ein Haus der Größe Nürnbergs und für die Aufgaben der jetzt zu Ende gehenden Saison mit Opern wie „Samson und Dalila“, „Carmen“, „Tosca“,

gent. Und erzählt etwas schelmisch, wie er die SED-Verantwortlichen im Bach-Jahr 1985 austrickste, um eine „Matthäus-Passion“ in der Karwoche aufzuführen.

Von verklärter Ostalgie hält Hykel gar nichts. „Es gab schlimme Ungerechtigkeiten in diesem totalen Überwachungs- und Angstmach-Staat.“ Aber auch im Westen findet er nicht alles Gold, was glänzt. „Die soziale Schieflage im Lande ist schon erschreckend und noch schlimmer ist, wie wenig dafür getan wird, die wirtschaftliche Schere zwischen Arm und Reich zu schließen.“

Als 1989 die Wende kam, suchte er nach neuen Herausforderungen. Er erkundigte sich in einer Hamburger Agentur nach einer Stelle im Westen. Und tatsächlich: Es ging an die Niedersächsische Staatsoper nach Hannover. Dort traf er für zweieinhalb Jahre auf einen Chefdirigenten, dem er später wieder zuarbeiten sollte: Christof Prick. Anschließend wirkte er in Augs-



Edgar Hykel im Chorsaal des Nürnberger Opernhauses. Foto: Michael Matejka

„Der ferne Klang“ und „Reise nach Reims“ mit 42 Sängerinnen und Sängern eigentlich viel zu klein besetzt. In Stuttgart stehen 76, in Mannheim 56, in Frankfurt 73 und an der Münchner Staatsoper gar 89 Stammkräfte zur Verfügung. Doch kein Nürnberger Intendant hat sich hier nachhaltig für eine Verstärkung engagiert. Lieber behilft man sich mit teuren Gastsängern. „Vor allem aus dem Bayreuther Chor verstärken wir uns bei wichtigen Wagner-Opern“, verrät Hykel.

Geboren wurde er als Pfarrerssohn in Herzprung, einem Städtchen in der Uckermark. Nach dem Studium in Berlin übernahm er 1971 seine erste Stelle im winzigen Theater von Neustrelitz. Vier Jahre später ging es nach Schwerin. „Da hatte ich eine echte ‚Bis-zum-Grabe-Stelle‘, wie wir das in der DDR nannten. Wenn ich nichts angestellt hätte, wäre ich da bis zur Rente geblieben“, schmunzelt der Diri-

burg und Magdeburg, bevor er 2004 Günter Wallner in Nürnberg ablöste.

Neben seiner Theaterarbeit war Hykel die Arbeit mit freien Chören immer wichtig. Seit 2003 leitete er die Potsdamer Singakademie, die er aber nun abgibt. Dafür pendelt er seit 2008 zu den Stuttgarter Choristen. Die wiederum bilden bei den Opernspielen in Heidenheim/Brenz den Festspielchor, während die Nürnberger Symphoniker dort als Stimmorchester wirken. Und wer leitet die Festspiele? Richtig: Marcus Bosch, Nürnbergs designierter Generalmusikdirektor. Die Theaterwelt ist eben eine kleine.

Sind in 40 Chorjahren Wünsche offen geblieben? „Sicher. Einen ‚Moses und Aron‘ und eine h-moll-Messe hätte ich liebend gerne gemacht.“ Wer weiß, vielleicht kommen beide Werke ja noch auf ihn zu. Verdient hätte es dieser effizient waltende Chor-Meister allemal. JENS VOSKAMP

Neue Streiche aus dem Historienkeller

Mit seiner Band Blackmore's Night spielt Gitarrist Ritchie Blackmore auf Burg Veldenstein

Ein Wiedersehen mit Gitarrist Ritchie Blackmore und seiner Renaissance-Pop-Band Blackmore's Night gibt es am Donnerstag, 21. Juli, ab 20 Uhr auf der Burg Veldenstein in Neuhaus an der Pegnitz. Wir sprachen vorab mit dem Meister über späte Vaterfreuden, die neue Lust am Heavy Metal und seine alte Band Deep Purple

Der Sound von Blackmore's Night ist einzigartig. Wollten Sie mit dieser Band etwas völlig Neues erfinden?

Blackmore: Das war anfangs gar nicht der Ansatz. Ich fand es einfach erfrischend, nach den ganzen Hardrock-Schlachten mit Deep Purple und Rainbow mal etwas rein Akustisches zu machen. Zuerst allerdings nur für Freunde. Wer hätte gedacht, dass ich einmal so tief eintauchen würde in die Renaissance-Musik, die ich lange Zeit nur im stillen Kämmerlein goutierte? Ich erinnere mich, wie mein Agent sagte, mit solch einer Musik würde ich garantiert keinen Cent verdienen. Zum Glück hatte ich mit anderen Bands genug Geld gemacht, dass ich es drauf ankommen lassen konnte.

Wie ernst nehmen Sie die mittelalterliche Musik?

Blackmore: Wir sind keine puristische Mittelalter-Band, wir lassen auch Rock-Einflüsse zu. Ich sammle alte Holzblasinstrumente, Dudelsäcke, Drehleiern, Schlüsselgeigen und Mandolinen. Manchmal bin ich der Gitarre, die ich inzwischen seit 50 Jahren spiele, ein bisschen müde. Dann gehe ich runter in unseren Historienkeller und schnappe mir die Drehleier. Alte Instrumente sind zwar dauernd verstimmt, aber das ist für mich

noch lange kein Grund, mir einen Synthesizer anzuschaffen.

Inmitten all dieser verstaubten Dinge kam Ihre Tochter Autumn Esmeralda vor wenigen Monaten zur Welt. Wie fühlt es sich an, mit 65 noch einmal Vater zu werden?

Blackmore: Großartig. Die Kleine geht jetzt auf ihre erste Tournee. Wenn wir nicht auf der Bühne stehen, kümmerst sich meine Frau Candice um Autumn, während ich rumsitze und für sie Gitarre spiele. Im Moment

STARS IM GESPRÄCH

interessiert sie sich allerdings mehr für Blasinstrumente. Unser Kind ist sehr musikalisch.

Der Schauspieler William Shatner (Star Trek) veröffentlicht in Kürze das Heavy Metal-Album „Searching For Major Tom“. Sie haben mit ihm eine Neufassung des David Bowie-Klassikers „Space Oddity“ aufgenommen. Ihr Comeback in der Rockwelt?

Blackmore: Ganz sicher nicht. Wenn ich in der entsprechenden Stimmung bin, dann mache ich solche kleinen Ausflüge ganz gerne. Blackmore's Night haben ja auch ein paar Rocksongs im Programm. Auf William Shatners Version von „Space Oddity“ spiele ich meine Fender Stratocaster, was keine besondere Herausforderung war. Das Album ist ziemlich heavy für einen 80-Jährigen. Ich dachte ja immer, Shatner sei in meinem Alter ... Als ich die Gesangsarrangements hörte, musste ich allerdings schmunzeln. Unter einem echtem

Rock'n'Roller verstehe ich etwas anderes. Ich habe einmal für ein ähnlich obskures Metal-Projekt des Schlagersängers Pat Boone an einer Neufassung von „Smoke On The Water“ mitgewirkt. Reine Nostalgie. Als Bezahlung bekam ich von Pat Boone ein Autogramm — nicht für mich, sondern für meinen Vater.

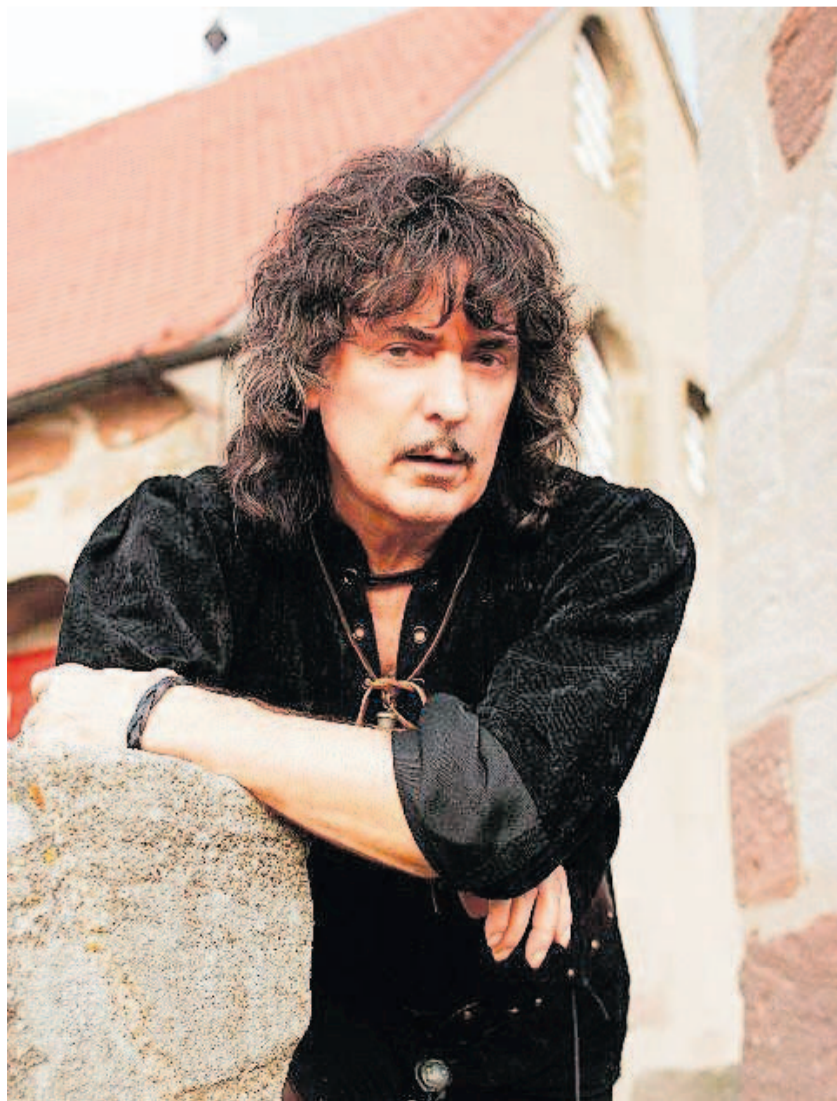
Aktuellen Gerüchten zufolge gibt es Verhandlungen, Deep Purple in der MK III-Besetzung mit David Coverdale und Glenn Hughes neu zu formieren. Metallica-Schlagzeuger Lars Ulrich hat als bekennender Fan bereits seine Hilfe angeboten...

Blackmore: Mit mir hat bislang niemand gesprochen. Ich fände es lustig, wenn es plötzlich zwei unterschiedliche Bands namens Deep Purple gäbe. Oder gar drei: Eine mit Ian Paice, eine mit Ian Gillan und eine mit David Coverdale. Dann wäre das Ganze völlig aus dem Ruder gelaufen. Ich schlage vor, dass sich Deep Purple eine Auszeit von fünf Jahren nehmen und dann in Ruhe einen Neubeginn wagen. Für mich ist es unvorstellbar, wie man immer wieder dieselben Songs spielen kann. Fürwahr gute Songs, aber ich habe die Nase voll davon.

Blackmore's Night verkauft inzwischen mehr Platten als die noch aktiven Deep Purple. Eine Genugtuung?

Blackmore: Das war nie unser Ziel. Als Deep Purple damals auseinanderbrach, hatte ich das Gefühl, dass wir nicht mehr die Musik spielten, die uns selbst gefiel. Es ging eigentlich nur noch ums Geld. Dauernd schlichen irgendwelche Anzugtypen mit Lederkoffern um uns herum.

Interview: OLAF NEUMANN



Hat auch 18 Jahre nach seinem Ausstieg noch immer die Nase voll von den alten Deep Purple-Nummern: Gitarren-Legende Ritchie Blackmore. Foto: PR